

Die Symptome einer verborgenen Opposition

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde**

Band (Jahr): **33 (1934)**

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

A. Die stille Zeit ¹⁾.

I. Die Symptome einer verborgenen Opposition.

Mit der Annahme der Verfassung vom 28. Februar 1831 schien der Kampf auf der Landschaft erledigt zu sein. Die Insurgentenpartei war über die unerwartet große Anzahl der Ja-Stimmen tief enttäuscht, und selbst die Führer der schweizerischen radikalen Partei auf der Tagsatzung hielten das Basler Geschäft für erledigt, so daß der Bürgermeister Frey von allen Gesandten mit einer einzigen Ausnahme Glückwünsche zur Beruhigung des Standes empfing ²⁾. Für die Einleitung einer neuen politischen Unabhängigkeitsbewegung wäre übrigens, wenn noch solche ernstliche Gelüste bestanden hätten, die Jahreszeit sehr ungünstig gewesen. Die wärmere Witterung veranlaßte die Bauern, ihre Felder zu bestellen und die ersten Arbeiten in den Rebbergen vorzunehmen. Nach den übereinstimmenden Berichten der Statthalter kümmerte sich die landwirtschaftliche Bevölkerung nicht mehr um staatsrechtliche Streitigkeiten. Die allgemeine Landespolitik schien tot zu sein; nicht einmal die Großratswahlen waren imstande, die Gemüter stärker zu erregen und öffentlich wahrnehmbare Anstrengungen einer der Regierung feindlich gesinnten Partei hervorzurufen, was allerdings die heimliche Propaganda, in den einzelnen Dörfern von Haus zu Haus, wie auch in einzelnen Wirtschaften, nicht ausschloß.

Die Politik hatte sich auf das Gebiet der Gemeinden zurückgezogen. Die Unterdrückung der Unlustgefühle gegenüber der allem Anscheine nach wieder starken Obrigkeit drängte die frühere Kampf Stimmung auf den engern Rahmen von lokalen Händeln zurück, und es schien, als ob die an einem neuen Feldzug verhinderten alten Anhänger der Insurrektion unbewußt bemüht seien, ihre gehemmten Gelüste durch einen Streit um die Dorfhegemonie abzureagieren.

Der in der älteren und selbst noch in der neueren Literatur vielfach angefochtene Artikel 3 des Amnestiegesetzes ³⁾ hatte nach der Schilderung der Statthalter in vielen Gemeinden eine

¹⁾ Wir verweisen im allgemeinen auf St.-A. Trennung A 9—10.

²⁾ Votum im Großen Rat vom 15. Juni; s. u. S. 48.

³⁾ S. I. Teil, S. 318. Es ist namentlich auffällig, daß August Bernoulli, der im allgemeinen die Basler verteidigte, das Amnestiegesetz als „ganz verfehlt“ bezeichnete. Buchausgabe S. 138.

sehr gute Wirkung ausgeübt, da er es ermöglichte, diejenigen Gemeindevorsteher, welche sich während des Aufstandes treulos benommen hatten, von ihren Stellen zu entfernen. Im Anschluß an diesen „Diplomatenschub“ entwickelten sich in mehreren Dörfern Familienkämpfe um die Neuwahlen, denen die Statthalter eine große Bedeutung beimaßen, weil sie erkannt hatten, wie eine im Vordergrund stehende Persönlichkeit durch ihren Einfluß die ganze Gemeinde auf den guten oder schlimmen Weg leiten konnte. So wurden in Höllstein „die Großmänner“, die argen Revoluzzer, durch die regierungstreue Familie Haas in den Schranken gehalten; in Füllinsdorf wurde der Präsident Jenny ein Antagonist des Gerichtspräsidenten Recher, der „im guten Sinne arbeitete“, abgesetzt. Auch in Wintersingen, Waldenburg und Eptingen (Kampf der Stohler gegen die Thommen) zeigte die Verdrängung der früheren Gemeindeglieder gute Folgen. In Oberdorf und Niederdorf war der Haß gegen die alte Insurgentenpartei so groß, daß der Statthalter wiederholt genötigt war, ganz harmlose Liestaler, welche diese Dörfer besuchten, gegen Mißhandlungen zu schützen.

Nur in Sissach blieb der Erfolg aus. Der revolutionär gesinnte Bezirksschreiber Johann Martin⁴⁾, der mit seinen beiden Söhnen Johann und Heinrich schon im Januar einen schlimmen Einfluß ausgeübt hatte, hetzte weiter. Gegen ihn hatte man zwar auf Grund des genannten Artikel 3 ebenfalls eine Kriminaluntersuchung eingeleitet; sie schritt indessen nur langsam vorwärts. Martin kann als Typus für manche damaligen Revolutionsgestalten gelten, welche trotz ihrer hartnäckigen, ununterdrückbaren Kampfbegierde gegen die Stadt doch nicht den Mut eines ehrlichen politischen Bekenntnisses aufbrachten, solange sich die Obrigkeit noch im Besitze der Herrschaft befand. Obwohl Johann Martin nichts als den Verlust des Amtes zu befürchten hatte und als leidenschaftlicher Gegner der Regierung schon längst bekannt war, schämte er sich nicht, beim Verhör die erbärmlichsten Ausreden vorzubringen. Seine Teilnahme am Kriegszug gegen Gelterkinden (11. Januar) erklärte er mit seiner Friedensliebe; seine einzige Absicht sei gewesen, Blutvergießen zu verhindern und von einem Angriff auf die Ortschaft abzuraten. Er mußte zugeben, daß er ein Gewehr getragen hatte; doch sei dieses nur mit Pulver geladen gewesen; es wurde ihm auch der Besitz von Kugeln nachgewiesen; er redete sich aber damit aus, daß er sie nur im Sack und nicht im Gewehr gehabt

⁴⁾ S. I. Teil, S. 200, 261; er war wohl mit Johann Martin, Mitglied der Provisorischen Regierung, verwandt; denn beide stammten von Frenkendorf.

habe. Ende Mai entsetzte ihn das Kriminalgericht seines Amtes; er hetzte jedoch nach wie vor in Sissach und in den Gemeinden der Umgebung die Bevölkerung gegen die Regierung auf und bemühte sich nach allen Kräften, seinem Nachfolger, dem Verweser Meyer, das Leben sauer zu machen⁵⁾. Wahrscheinlich war er an der Verbreitung von häßlichen Pamphleten in Sissach beteiligt, die unter anderm den Statthalter Burckhardt unter dem Namen „Pasteten Baschis Hans“⁶⁾ begeisterten. Zweifellos war der Einfluß des Johann Martin und seiner Familie, zu welcher auch der Schwiegersohn Jakob Oberer, der Besitzer einer durch Trinkgelage berühmten Wirtschaft zählte, in Sissach stärker als die Autorität des Statthalters; außerdem konnte Martin mit Hilfe seiner Verwandtschaft seinen Heimatort Frenkendorf durch häufige Besuche gegen die Regierung beeinflussen, so daß die Bemühungen der für den Frieden wirkenden Dorfgenossen gefährdet waren.

Neben der mehr in privater Weise ausgefochtenen Kraftprobe von Dorfparteien in den einzelnen Gemeinden war ein zweites Kennzeichen der unter der Oberfläche verborgenen Opposition in dem Haß erkennbar, der sich gegen die Pfarrherren richtete. Wir haben schon im ersten Teile (Anmerkung 153) auf diese Erscheinung hingewiesen und die damals gebräuchlichen Ausdrücke, wie „Schwarze Vögel“, „Krähen“, „Käutze“, „verdammte Pfaffen“ und „Pfaffennester“ zitiert. In der neuesten Zeit hat nun Ernst Stähelin über dieses Thema eine Spezialarbeit geliefert⁷⁾ und darin die gehässige Gesinnung der Landpartei gegen die größtenteils aus Basel stammenden Pfarrer zu entschuldigen versucht, indem er gegen die letztern den Vorwurf erhob, daß sie in einem zu starren Festhalten am Prinzip des Staatskirchentums mit der Gehorsamspflicht gegenüber der Obrigkeit die richtige, christlich freie Einstellung versäumt hätten. Er untersuchte namentlich die Frage, inwieweit die Geistlichen in der Beeinflussung der Bevölkerung zu weit gegangen seien und brachte ihnen aus den überlieferten Predigten oder andern Schriften mehrfache Verstöße aufs Kerbholz.

In unserm ersten Teile konnten wir auf die Abhandlung, die erst nach dessen Druck erschienen ist, noch nicht eintreten;

⁵⁾ Trennung A 9 und E 2.

⁶⁾ Johann Burckhardt, 1803—1839, verehelicht 1829 mit Lucie Jacot, war der Sohn des Sebastian Burckhardt-Steiger und der Vater des Rektors Fritz Burckhardt.

⁷⁾ Ernst Stähelin: Die Basler Kirche in den Basler Revolutionswirren von 1830—1833. Festgabe zum 60. Geburtstage von Prof. D. Wernle. 1932.

eine genauere Untersuchung dieses Punktes ist gewiß zu begrüßen, da der Haß der Aufstandspartei gegen die Basler Pfarrer sich bekanntlich während den Wirren immer mehr gesteigert hat; wir sehen uns aber genötigt, gegen die Ausführungen der Schrift den prinzipiellen Einwand zu erheben, daß die allgemeine Voraussetzung, von welcher die Beurteilung der Pfarrer ausgeht, nicht stimmt. So eigenartig es erscheinen mag, daß ein Theologe die Amtsbrüder einer vergangenen Epoche anklagt und ein Jurist sie verteidigt, so müssen wir doch, unter Ausschaltung aller spezifisch kirchlich-religiösen Gesichtspunkte, auf den wunden Punkt hinweisen, daß die die ganze Abhandlung beherrschende Vorstellung von der damaligen Parteikonstellation: Regierung, zopfige Bürgerschaft und Pfarrer als Vertreter der Reaktion auf der einen Seite und das um seine Freiheit ringende Landvolk auf der andern Seite eben eine irrige ist, verursacht durch die alte, den Aufstand idealisierende Literatur. Mit dieser falschen Praemisse ist es zu erklären, daß Stähelin die Stellungnahme der Basler Pfarrer, von welchen viele freisinnig dachten, als Parteinahme wider den großen Zeitgeist der Regeneration auffaßte.

Zu einer *allgemeinen* Auseinandersetzung fehlt uns der Raum⁸⁾; dagegen möchten wir ein Eingehen auf die einzelnen in der Abhandlung angeführten Belege für die fehlerhafte Taktik und die bösertige Polemik der Basler Pfarrer nicht versäumen. War es wirklich eine falsche christliche Auffassung, die Daniel Kraus, Pfarrer zu St. Leonhard, veranlaßte, am 4. Januar 1831 in der Martinskirche die Bürgerschaft zu festem treuem Zusammenhalten gegenüber dem von den radikalen Gegnern bereits beschlossenen Aufstand zu ermahnen, in einer Stunde, als es nichts mehr nützte, theoretisch über Verfassungsfragen zu diskutieren? Und war es umgekehrt ein Zeichen der „versöhnlichen Stimmung“, als der Lehrer Rudolf Kölner, der radikale Fanatiker⁹⁾, in jener Versammlung den Aufstand durch eine Spaltung der Bürgerschaft und ihren Abfall von der Regierung hatte unterstützen wollen? Jedenfalls war sein von Stähelin zitiertes Gedicht, welches mit den Versen begann: „Schleiche nur mit falschem Weben, Tückischer Aristokrat!“ und die weitem Zeilen folgen ließ: „Geifern könnt ihr, gift'ge Molche, In des Vaterlandes Schmerz“, nicht geeignet, um dem Gegner „treu versöhnt die Hand“ zu reichen, wie er am Schlusse versicherte.

⁸⁾ Wir verweisen auf unsere einläßliche Darstellung im I. Teil, S. 160—216; 336—366.

⁹⁾ S. über ihn unten S. 58 und sub D.

Das Gegenbeispiel zu dem seine Bürgerpflicht mutig erfüllenden Pfarrer Kraus stellte der wirklichkeitsfremde, weichliche Eduard Bernoulli, Pfarrer zu Bennwil, dar; beim Anblick der bewaffneten, am 8. Januar nach Liestal ziehenden Jungmannschaft in Höllstein vergoß er heiße Tränen, ließ es sich aber ja nicht einfallen, die jungen Leute, welche nach dem geltenden Kriminalgesetz ihr Leben verwirkten, abzumahnern. Als dann das Unglück geschehen war und die aufständische Partei auf der Landschaft im Jahre 1832 die Uebermacht erhalten hatte, predigte der bedrängte Pfarrer Bernoulli in jähem Stimmungsumschwung, wie es gerade solchen Naturen oft passiert, über das Wort vom Wohnen beim Stuhle des Satans (Off. Joh. 2. 12. ff).

Die meist aus Predigtsammlungen entnommenen Zitate Stähe-
lins für das Jahr 1831 können wir mit der unten erwähnten Ausnahme nicht als Belege für eine unkorrekte und die Gegnerschaft provozierende Sprache der Geistlichkeit bewerten. Daß Pfarrer Peter Raillard in Lausen die Auffassung vertrat: „was hilft alle neue Freiheit, wenn wir Sklaven der Sünde sind“¹⁰⁾, kann ihm gewiß nicht verübelt werden, so wenig wie dem Niklaus von Brunn der Ausspruch: „Sie setzten in Frankreich Könige ab und setzen schlechte ein.“ Oder sollen wir eine Beleidigung des Bourgeois- und Börsenkönigs Louis Philipp tragisch nehmen?

Schärfer hat sich Daniel Kraus um Mitte Februar in einer Predigt ausgedrückt, indem er die radikalen Führer als „arme Sklaven der niedrigsten Leidenschaften, Sklaven eines unbändigen Ehrgeizes und Sklaven der schändlichsten Unmäßigkeit und Schwelgerei“ bezeichnete. Dies ist gewiß zu beanstanden. Kraus wurde wohl zu seiner Strafpredigt durch viele Gerüchte über die gelegentlich auch in den Akten erwähnten Trinkgelage der Insurgenten verführt. Diese Beschuldigung gab die Gegenpartei den Baslern reichlich zurück, indem sie ihnen ebenfalls Schwelgerei und Völlerei vorwarf. Vermutlich waren die Berichte auf beiden Seiten übertrieben, aber Abstinenter sind weder die einen noch die andern gewesen.

Wenn nun der Verfasser im Anschluß an das letztere Zitat es „mindestens verständlich“ findet, daß die Gegner der Verfassung¹¹⁾ die Gültigkeit der Abstimmung unter Berufung auf die

¹⁰⁾ Predigt vom 28. November 1830 über die wahre Freiheit der Kinder Gottes. Mscr. Falk 74.

¹¹⁾ Auch die Appellationsschrift von Eglin und Kons. (s. S. 63) enthielt die naive Begründung: daß die Verfassung schlecht sei, werde am besten dadurch bewiesen, daß die Geistlichen sie empfohlen hätten.

Beeinflussung des Volkes durch die Pfarrer in Frage gestellt hätten, so können wir ihm nicht folgen. Diese Auffassung läßt die Tatsache ganz unbeachtet, daß die Gegner ihre Meinung in einem mit viel größerem Geschütz geführten Pamphletenkampf zur Geltung gebracht und überdies bei der Abstimmung in Liestal und einigen andern Ortschaften einen eigentlichen Terror ausgeübt hatten¹²⁾. Aber abgesehen von der größeren Gegenrechnung, der gegenüber der Vorwurf von Daniel Kraus ganz verschwindet, wollen wir doch nicht vergessen, daß nach dem genannten Rezept in unserer Zeit jede wichtige Abstimmung wegen „Beeinflussung“ angefochten werden könnte.

Auch für das Spätjahr 1831, um dies vorweg zu nehmen, vermag Stähelin keinen Beweis für eine übertriebene, die Grenzen der erlaubten Meinungsäußerung übersteigende Polemik der Geistlichen anzuführen, trotzdem in jenem Zeitpunkte die Leidenschaften hüben und drüben schon sehr erhitzt waren. Daß Johann Rudolf Buxtorf am Bettag (8. September) der Regierung für ihre Sorge um die Erziehung und Bildung der Jugend Lob gespendet und dabei vor der „aufrührerischen Stimme der falschen Freiheit“, dem „Truggeist der Zeit“ und den „Volksfreunden und Volksbeglückern“ in dem regierungstreuen, von Feinden umringten Gelterkinden gewarnt hat, ist umso weniger zu verwundern, als am Bettag nach alter, immer noch geltender Tradition auf den Kanzeln vaterländische Themen behandelt werden, wobei in früherer Zeit die „Bußpredigten“ viel kräftiger ausgefallen sind als heute. Ebenso wenig halten wir es für bedenklich, daß Johann Linder in einem Traktat, der wohl nur einen kleinen Leserkreis hatte, für einen wahren Christen die Möglichkeit verneinte, an einem Aufruhr teilzunehmen. Materiell hängt die Würdigung der entgegengesetzten Meinungen eben doch immer davon ab, ob der Aufstand wirklich für die Erringung der Freiheit notwendig gewesen oder leichtsinnig vom Zaun gebrochen worden ist. In formeller Beziehung aber war das Recht, seine Auffassung in anständiger Weise zu vertreten, gerade ein Ausfluß der durch die neue Verfassung verliehenen Freiheit der Presse und des Gedankenaustausches. Oder hätten die Pfarrer damals „Bürger zweiter Klasse“ sein sollen?

Eigentümlich berührt es uns, daß im Anschluß an die beiden letztern, im tadelnden Sinne angeführten Beispiele der Vers aus dem „Aristokraten-Totentanz“ des Rudolf Kölner, der den Dekan Linder als „Pfaffen von Zyfen“ mit den Worten apostrophierte:

¹²⁾ Vgl. I. Teil, S. 275—290; 336—351.

„Zum Tanz, du schwarzer Höllenschalk,
Du extra frommer Sündenbalg,
Mit allen Pfaffen, die dir gleichen,
Mit dicken, dünnen, armen, reichen¹³⁾!“

von Stähelin nur das Epiteton „urwüchsig“ erhalten hat. Dies ist zwar noch keine Billigung, aber sicher auch keine Mißbilligung.

Stähelin hat sich ferner auf weitere, durch Weber¹⁴⁾ angeführte Beweise berufen, die noch zu würdigen sind. Der erste Kronzeuge, der Gemeindepräsident Grieder in Wintersingen, muß indessen als befangen abgelehnt werden, da er selbst der Führer der Revolutionäre in diesem der Stadt feindlich gesinnten Dorf gewesen ist¹⁵⁾; er hat übrigens nur eine allgemeine Behauptung ohne nähere Angaben oder Belege vorgebracht¹⁶⁾.

Weber stützte sich hauptsächlich auf die Bekenntnisse des Pfarrers Peter Raillard in Lausen, jedoch mit der in jedem Prozeßverfahren verpönten Methode, einzelne aus dem Zusammenhang herausgerissene Sätze als Geständnis zu verwerten. Es ist sehr leicht, auf diese Weise durch ein paar prägnante Worte eine Anklage zu erheben; es ist dagegen schwierig, die letztere in kurzer Replik zu entkräften, wenn die Beweisstellen selbst zugegeben werden. Weber gibt an, daß Raillard dem Landvolk „Gefühllosigkeit, Unempfänglichkeit für Ideen, Unvermögen sich zu begeistern“ und sogar „einen erbärmlichen Charakter“ vorgeworfen habe, und zwar im Zusammenhang mit dem Hinweis auf eine Predigt, die „schneidende Wahrheiten“ enthalten habe. Der Leser, und offenbar auch Stähelin, versteht dies so, daß die Aussprüche des Pfarrers in einer Predigt gefallen seien und die Zuhörer erbittert hätten. In Wirklichkeit aber stehen die angeführten Worte in den Memoiren¹⁷⁾, welche Raillard erst nach seiner Vertreibung aus dem Baselbiet im Herbst 1832 geschrieben

¹³⁾ Der zweite Vers lautete: „Linder, der Pfaff, im Namen Aller: Wir trieben Spott mit Gotteswort, / Und predigten nur Brudermord. Wir öffneten die weiten Schlünde, / Zu Hochverrath und Schand und Sünde“. Der Vorwurf des Hochverrats ist besonders niedlich!

¹⁴⁾ Weber, Dissertation. S. 45.

¹⁵⁾ Es waren also nicht „durchaus objektiv eingestellte Leute“, wie Stähelin S. 272 angenommen hatte. Vgl. Trennung A 9; 9 IV.

¹⁶⁾ Nach dem Schreiben Grieders an den Statthalter vom 28. I. (Trennung A 5) hätten die Geistlichen gegen das „Rauben, Stehlen und Brennen“ gepredigt. Dies dürfte mit den Drohungen zusammenhängen, welche die Insurgenten gegen die Gemeinden, die sich ihnen nicht sofort anschlossen, gebraucht haben. Vgl. I. Teil, S. 229, 250 und 251.

¹⁷⁾ Geschichte einiger vertriebener Pfarrer aus Basellandschaft. Mscr. Falk. 74.

hat, so daß sie auf sein Verhältnis zur Gemeinde unmöglich einen Einfluß haben ausüben können. Außerdem bezieht sich der erste Satz speziell auf die Zeit *vor* der Juli-Revolution 1830. Der Vorwurf des „erbärmlichen Charakters“ umfaßte sodann dem Sinne nach selbstverständlich nicht die gesamte Landbevölkerung, sondern war auf einige Gemeinderäte gemünzt, die im September 1831 den Wechsel des politischen Kurses mit großer Behendigkeit vorgenommen hatten, wie auch auf „einen sonst angesehenen und verständigen Mann“, der erklärt hatte, daß er es von jetzt an stets mit denjenigen halte, die Meister seien. In diesem Zusammenhang stimmt der dem Pfarrer Raillard angekreidete Passus seiner Memoiren durchaus mit den Schilderungen der Statthalter und mit unsern eigenen Ausführungen¹⁸⁾ überein.

Bei der summarischen Verurteilung des armen Pfarrer Raillard blieben leider die ausführlichen Stellen seiner Memoiren ganz unbeachtet, welche ihn keineswegs als einen streitbaren Makkabäer und fanatischen Zeloten erscheinen lassen, sondern im Gegenteil als eine ängstliche Natur, die dem Kampf immer ausgewichen ist; er hat sich selbst in wiederholten Wendungen der Lauheit und des Kleinglaubens angeklagt und sein Stillschweigen und den Mangel an Mut zum freimütigen Bekenntnis für die Obrigkeit zu entschuldigen versucht¹⁹⁾. Für diese sein Gewissen belastende Sünde wird ihm nach moderner theologischer Auffassung gerne Absolution gewährt werden.

Im Gegensatz zu den Belegen von Stähelin und Weber, denen wir keine Beweiskraft beimessen können, hat dann allerdings ein einwandfreier Zeuge, der Statthalter-Verweser Paravicini in Liestal, in einem Berichte an die Regierung²⁰⁾ die Wirksamkeit der Geistlichen als politisch ungünstig beurteilt. Er meinte, daß der manchmal taktlose Eifer des Pfarrers Martin von Brunn, dem man schon Ende Februar mit dem „Abschießen von der Kanzel“ gedroht hatte²¹⁾, mehr schade als nütze. Es sei zurzeit überhaupt nicht ratsam, den Einfluß der Geistlichkeit auf das Volk für die Politik zu verwenden; man müsse mit größter Behutsamkeit vorgehen und den Schein einer Absicht

¹⁸⁾ I. Teil S. 336, 337, 340 und 341.

¹⁹⁾ Wir verweisen hauptsächlich auf die Seiten 7, 22 und 31 (Erzählung der Flucht). Seine Mahnung, im rechten Sinne zum Abendmahl zu gehen, wurde ihm von den Dorfpolitikern natürlich verdreht (S. 25). Einige „schneidende Wahrheiten“, die er am Betttag nach allgemeiner Uebung verkündigte, konnten an seinem Verhältnis zur Gemeinde nichts mehr verderben; die revolutionär Gesinnten blieben der Kirche schon längst fern (S. 35).

²⁰⁾ Trennung A 10 vom 12. IV. und 11 vom 3. VII.

²¹⁾ I. Teil S. 349.

vermeiden, „indem es sonst bei gar vielen in moralischer Beziehung gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen würde“. Damit hat Paravicini das brennende moderne Thema angeschnitten, ob die Pfarrer sich aller Politik enthalten müssen oder ihren Mann auch in der Politik stellen sollen. Für die von der radikalen Partei beherrschten Ortschaften dürfte Paravicini recht gehabt haben.

Merkwürdig ist es, daß der vom Regierungsvertreter getadelte Pfarrer von Brunn in dem gleichen Band, in welchem die Arbeit Stähelins erschienen ist, von dem Landschäftler Pfarrer Gauß als Charakter warm verteidigt wurde²²⁾. Sein Nachfolger auf der Kanzel der Liestaler Kirche hebt hervor, daß der gewiß hinlänglich freisinnige Peter Ochs den Martin von Brunn als ein leuchtendes Beispiel und eine erhabene Seele gerühmt habe mit dem Zeugnis, daß jener ihm auch in den Zeiten der Zwietracht (sc. in der Restauration) immer gleichgesinnt geblieben sei, ohne sich zu scheuen, seine Sympathie zu bekennen.

Neben Pfarrer von Brunn war bei den revolutionär Gesinnten im Bezirk Liestal der Pfarrer Johann Jakob Wirz²³⁾ in Mailsprach am meisten verhaßt. Soviel sich indessen aus den Akten erkennen läßt, konnte man ihm nichts vorwerfen als seine mannhaft und zuverlässige politische Haltung. Schon vor der Verfassungsrevision war er Ratsherr gewesen und ließ sich nun wieder als Großratskandidat aufstellen; damit setzte er sich maßlosen Beschimpfungen aus. „Man scheut sich in Liestal nicht, die niederträchtigsten Schmähungen, die rohesten Lästerungen gegen mich auszustoßen; hämische Verleumdung ist noch das geringste, das sich diese erbosten Menschen gegen mich erlauben“, klagte er am 23. April seinem Freunde. Der Pfleger Hoch und der Bezirksschreiber Schaub in Liestal befürchteten von seinem Besuch der Wahlversammlungen zu Liestal böse Ausbrüche der erhitzten Leidenschaft und Roheit; auf ihren Rat mußte er zu Hause bleiben; dafür schenkte ihm die Gemeinde Gelterkinden ihr Vertrauen als Großrat.

Anderseits blieb im *Birseck* auch in dieser Periode der konfessionelle Friede vollständig bewahrt. Ein Zeugnis für die guten Beziehungen des Klerus zum Statthalter bildete unter anderm die Installation der neuen Pfarrherren von Ettingen und Reinach

²²⁾ Karl Gauß: Die Kirche des Baselbiets. S. 253; er hat überhaupt in schöner Weise den Basler Pfarrern von 1830—1833 Gerechtigkeit widerfahren lassen.

²³⁾ Nicht zu verwechseln mit dem von Stähelin mehrfach zitierten Seidenweber gleichen Namens von der Basler Nazarenergemeinde.

am 12. und 14. April. Die feierliche Handlung verlief in Gegenwart der staatlichen Vertreter in würdiger Weise.

Das dritte Symptom der unterdrückten Aufstandsgelüste schien mehr spaßhafter Natur zu sein, verbarg aber in Wirklichkeit doch einen sehr ernsten Kern. Das Sprichwort: „Wie die Alten sangen, zwitschern die Jungen“, wäre im Frühjahr 1831 in Liestal und Umgebung dahin zu variieren gewesen: während die Alten schwiegen, fingen die Jungen an zu zwitschern und mit den Flügeln zu schlagen. Die Liestaler Knaben organisierten ein Spiel, welches zwischen einem historischen Kinderkreuzzug und einem modernen Pfadfinderausmarsch ungefähr die Mitte einhielt. Sie beschafften sich Uniformen mit hohen papierenen Kappen, geschmückt mit der rotweißen Kokarde. Als Waffen trugen sie hölzerne Kinderspielzeuge, zum Teil auch leichte Gewehre, die man richtig mit Pulver laden konnte. Voran zog der älteste Knabe stolz zu Pferd, von einem Trommler begleitet. Gleich von Anfang an bildete sich zwar kein internationaler, aber doch ein interkommunaler Verband. Die Knaben von Liestal trafen mit denjenigen von MuttENZ, Pratteln, Frenkendorf, Lausen und Sissach zusammen. So war z. B. für den 10. April ein gemeinsamer „Türk“ zwischen Frenkendorf und Pratteln angesagt. Die Wanderbewegung ging indessen über den Rahmen eines heitern Kinderfestes hinaus; dies merkte der Statthalter bald daran, daß die Scharen vor seinem Hause und vor dem Landjägerposten unter Trommelklang der provisorischen Regierung und vor allem den Herren Gutzwiller und von Blarer Hochrufe ausbrachten. Es war klar, daß die Kinderzüge den Zweck hatten, die Spottlust und den Trotz der Bevölkerung zu wecken und damit die psychische Wirkung der Niederlage vom Januar mit der resignierten Stimmung der Unabhängigkeitspartei zu bekämpfen²⁴⁾. Diese Absicht gelang, da sich bald die Ratlosigkeit und die Schwäche der staatlichen Behörden herausstellten.

Am 9. April hatte die Regierung dem Statthalter in Liestal die Weisung erteilt, den am nächsten Tage beabsichtigten Ausmarsch zu verhindern. Die Knaben marschierten trotzdem nach den Wannenreben, in der Nähe der Hülftenschanze; sie verlegten damit mit großer Fachkenntnis und prophetischer Gabe das Manöver in das Gebiet des spätern Kriegsschauplatzes, wie dies erfahrene Strategen von jeher getan haben. Ein Landjäger von Pratteln, der den Zug aufhalten wollte, wurde vom Exerziermeister Strübin, dem Anführer einer Insurgententruppe im Januaraufstand, bedroht. Ungehindert zogen die Knaben mit Trom-

²⁴⁾ So auch Pfarrer Raillard in Lausen; Memoiren S. 26.

meln und Pfeifen in den Eichwald und ließen dort einige Schüsse los. Der Statthalter-Verweser unterstrich durch seine kläglichen Entschuldigungen nur das Versagen der Behörde und des Gemeinderats, der sich in gleicher Weise vor der Bevölkerung fürchtete.

Nach dem völligen Siege der Regierungstruppen vom 15. Januar wurde die moralische Autorität der Obrigkeit im Bezirk Liestal und Sissach zum erstenmal durch die Taktik erschüttert, daß die revolutionär Gesinnten ihre Kinder vorschoben, wie einst die Assyrer im Kampf gegen die Ägypter die heiligen Katzen vor ihre Schilde hielten. In beiden Fällen getrauten sich die Angegriffenen nicht, zuzuschlagen ²⁵⁾.

Diese stille, seiner Auffassung nach unrühmliche Zeit besang der Dichter Reithard (s. sub D) mit den Versen:

Lang murrte das gedrückte Volk,
Doch ward es täglich lasser:
Es pflügte, pflanzte, graste, molk,
Vergaß das heil'ge Wasser.

II. Die Organisation der Unabhängigkeitspartei.

In einer merkwürdigen Ruhe hatte die Bevölkerung der Landschaft die Großratswahlen vollzogen; die Wahlen durch die Zünfte waren im ganzen Kantonsgebiet am 17. März erfolgt; dagegen zogen sich die Bezirkswahlen hin bis zum 10. Mai. Da die Aufstellung von offiziellen Kandidatenlisten etwas ganz Unbekanntes war, befürchtete man bei einer gleichzeitigen Vornahme der Wahlen die mehrfache Erwählung der gleichen Personen in den verschiedenen Bezirken. Solche Doppelwahlen waren zu erwarten, weil nach der Verfassung jeder Kantonsbürger in einem beliebigen Bezirk wählbar war. Statt nun eine zweite Wahl in den Kauf zu nehmen, zog man das System vor, die Wahlen der einzelnen Bezirke nacheinander mit Unterbruch von je acht Tagen abhalten zu lassen. Leider wurde dadurch die Konstituierung der neuen Behörden und damit auch der Beginn der gesetzlichen Reform verzögert.

Die Beteiligung an den Großratswahlen veranlaßte die unzufriedenen Elemente auf der Landschaft, sich zu einer näheren, wenn auch immer noch sehr lockern Organisation zusammenzuschließen. Bei dieser suchten nun, im Gegensatz zu den Ereig-

²⁵⁾ Später werden wir noch eine bedenklichere Seite dieser Knabenzüge kennen lernen.